Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Artikel: Stille und Sturm
Autor: Faesi, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

STILLE UND STURM [1])

Vor der Mehrzahl der neuern Gedichtsammlungen zeichnet sich diese aus durch Kraft und Leben. Das Weiche, Hauchartige überwiegt in der heutigen Lyrik durchaus und eine gewisse Wirklichkeitsscheu (trotz Realismus auf andern Gebieten), so dass oft eher Fühlung mit andrer Kunst als mit dem Leben gesucht wird. Leicht entsteht dann der Eindruck des schattenhaft Indirekten und der Zerfahrenheit. Anders hier. Unbestreitbar hat Wiegand seine eigne Note, seinen eignen Griff. Die Gedichte scheinen sich um den unsichtbaren Schwerpunkt seiner Individualität zu drängen. Und das ist schon sehr viel! Alle Einflüsse sind verarbeitet. Wenn man hie und da an Liliencron erinnert wird, so handelt es sich mehr um Verwandtschaft als Anlehnung.

Die andre Hälfte der Nährkraft saugen diese Gedichte aus dem Leben, ja sehr viele aus der Außenwelt, aus ihren verschiedensten Bezirken. Einkehr und Ausblick, Geselligkeit und einsame Stimmungen, Natureindrücke, Wander- und Sportimpressionen, Erleben mit Weib und Kind, äußeres Geschehen, militärische und patriotische Klänge bilden ein reiches und wohlproportioniertes Ganzes, dem gegenüber die Einteilung des Verfassers fast zu eng erscheint, ganz abgesehen von der hiebei unumgänglichen Willkür. Im Aufbau eines Gedichtbandes bleibt ein andrer C. F. — Meyer — das unerreichte Muster. Aber innere Einheit und äußere Mannigfaltigkeit scheinen mir bei Wiegands Gedichten aufs schönste die Wage zu halten und das ist ein seltener Wert.

Begreiflich liegt dem Dichter das eine mehr als das andere. Stille und Sturm nennt er seine Sammlung. Und ist entschieden ein Sturmtalent. Die Stille kommt weniger zu ihrem Recht. Nur in der ersten Gruppe „Vorabend“ bestimmt sie den Stärkegrad. Zu den besten Gedichten dieser Art gehören: „Erinnerung“, „Der Brunnen“, „Tropfen im All“, „Ein Abend müsst es sein“ und „Seerose“. In den ersten beiden Strophen sehr fein, in der dritten etwas zu gewöhnlich ist

LEERE STUBE

Ach, ich trat ins leere Zimmer,
Wusste nicht, wie mir geschah —
Nur ein Duft, ein flüchtger Schimmer
War von ihrer Seele da.

Zauber ihrer lieben Hände
Walten durch ihr Paradies.
Stille, stumme, warme Winde —
Alles blieb, wie sie's verließ.

Und ich bitte, bete, weine
Um mein hingeschwundnes Glück —
Gott, du gabst mir nur die Eine,
Gib die Eine mir zurück!

Aber für diesen Dichter ist es nur die Wahrheit einer Stunde, wie sie jeder hat, wenn er sagt:

Mir ist genug
Ruhe und Stillesein.

Der ganze Mensch steckt viel eher in den Versen:

Sieh, ich werde nur gesund,
Wenn vom Schwert der Funke stiebt.

[1]) *Neue Gedichte* von *Carl Friedrich Wiegand.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wie die Funken stieben, das zu zeigen ist Wiegands Force, die Funken auf dem Amboß, die Funken einer platzenden Bombe, die Funken unterm flüchtigen Pferdehuf oder dem sausenden Schlitten. Seine eigentliche Grundmelodie ist die des „Schmieds von Nowgorod“:

Nun blast, ihr Stürme! Die Funken spritzen!

Wie sehr bestimmt doch das Temperament die Kunstleistung eines Menschen! Wiegands Gedichte möchte man sich etwa so entstanden denken: seine starke, ungestüme Lebenskraft liebt, in Spiel und ernsthaftem Kampf, die Reibung, in den Augenblicken der größten Hitze schlägt sie den Funken der Poesie heraus.

Was soll der Zorn auf deinen Brauen
Wenn nicht ein Hieb nach außen fährt —

diese Verse verallgemeinert, und wir finden als Merkmal dieser Gedichte: sie sind eine Art von Entladung.

Aus diesem Kernpunkt ergibt sich, mit der nötigen Reduktion, das Überwiegen der Intensität, Heftigkeit und Stärke der Empfindungen, das rasche Tempo, der energische, bisweilen grelle Klang. Aber all das reich variiert durch die breite Wahl der Stoffe und Gegenstände, und in sie künstlerisch hineinverarbeitet.

Aus vielen Gedichten errät man den Dramatiker. Als Verfasser von Balladen, in welcher Gattung Dramatik und Lyrik zusammenstoßen, hat sich Wiegand bereits bekannt gemacht. Über diese Brücke kommen wir zu seiner Lyrik, wo wir balladeske Töne in den verschiedensten Graden wiederfinden. In jeder Beziehung drängt sie nach außen. Eine seiner Stärken ist die Darstellung äußern bewegten Geschehens. Ein Wettrennen, eine Bobsleighfahrt gerät ihm famos. Bei der Tempoimitation kommt ihm seine rhythmische Ausdruckskraft zu statten. Wie die Balladen, so sind auch viele dieser Stücke zum Vortrag bestimmt. Ähnlichkeit mit Liliencron! Manche haben eine immanente Melodie, sind sozusagen im Singsang zu summen. Klangmalerei ist häufig, allerlei Marschrhythmen, Trompetenstöße und Trommelschläge tönen leis oder laut hinein. Kein Zufall die Häufigkeit des Refrain.

Wiegand gehört nicht zu denen, die Poesie heraufpumpen, sondern die sie eindämmen müssen. Es ist anerkennenswert, wie er seine Improvisationsgabe durch künstlerische Zucht aufs Maß zurückdrängt. Meist ist ja das Leichtflüssige zugleich dünnflüssig; hier nicht; man hat eher den Eindruck, dass Lava ausbricht, als dass Wasser quillt, den Eindruck des stoßweise, eruptiv und gedrängt Hervorbrechenden. Die Verse haben Gewicht; eher zu viel als zu wenig ist zusammengeballt, hineingepackt. Das eine Mal mag man das bewundern, das andere Mal mehr Luft dazwischen wünschen, weil man sich des Gefühls nicht erwehren kann, die Ausdrücke kommen ins Gedränge oder stehen etwas hart im Raum. Das unvermittelte, jähe, überraschende Nebeneinander kräftiger Einzelzüge beunruhigt und verwirrt leicht. Übergänge und Nüancen sind nicht Wiegands Sache; er gibt mehr die Dinge als ihren Duft.

Ähnlich steht es mit den Bildern. Sie quellen reich und farbig, sind aber nicht immer schlagend oder naheliegend und erschweren so mitunter das Verständnis. Eine Eigentümlichkeit süddeutscher Lyrik scheint mir der unbefangene und kühne Wechsel im Metaphorischen zu sein. Die Bilder

kommen sich leicht ins Gehege, tun sich gegenseitig weh, etwa in dem Gedicht „Selbstbefreiung“:

Meine eingefrorne Pein
Spieß' ich auf die schärfste Lanze —
Tanzt, dass ich den harten Stein
Aus der Brust mir tanze!

Gedankliches bildlich auszudrücken, überhaupt Gedankenlyrik ist Wiegands Stärke nicht; der Abschnitt „Empirisches Intermezzo“ steht bedeutend unter den andern.

Sehr wohl gelingen ihm aber Impressionen; er ist auf das Sichtbare, besonders auf das kräftig Farbige aus. Landschaften weiß er sehr stimmungsvoll zu malen, so

DIE HEIDE

Aus dem goldnen Weiher
Ist der Glanz entflohn —
Auch der rauhe Reiher
Stieg und fuhr davon.

Nur die grauen Dohlen
Halten bei mir Wacht.
Mutterlose Fohlen
Traben in die Nacht...

Ausgehauste Scheuern!
Wo ist Weib und Kind?
Von verlassnen Feuern
Geht der Heidewind...

oder die „Alte Stadt“, in die man sich gleich mit der ersten Zeile versetzt fühlt:

Bin ich nicht schon vor tausend Jahren
Durch diese alte Stadt gefahren
Auf schwarzer Gracht?

Die Vorliebe für das Sichtbare hat Wiegand mit den Schweizer Lyrikern gemein. Ebenso manche Stileigentümlichkeit; das Satte, Starke, Auffallende im Ausdruck; die massigen Wortverbindungen nach eigner Erfindung. Er bevorzugt das Schlagende, Grelle. (Er ist Dramatiker auch im Einzelnen.) Sehr markant ist: „Ein Beilhieb hackt nieder“, oder:

Wind und Welle, Wand und Woge
Prallte, platzte und zerfloss.

Oder vollends die erste Strophe des Buches:

Glaube nicht, dass all die Schlacken
Sprechen: Diese Brust ist tot!
Steile, heiße Feuerzacken
Zucken in das Abendrot.

Nicht immer stehen diese starken Mittel im Verhältnis zum Zweck, so sage ich mir bei „Bonaparte“: Beaucoup de bruit pour une anecdote.

Aber an der Übertreibung ist das Positive immer am besten zu demonstrieren; *so* namentlich mag aufgefasst werden, was ich an dem warmen, ehrlichen, kräftigen Buch im einzelnen ausgesetzt habe. Und ich lade den kritisch ermüdeten Leser zum Schluss zu einem erfrischenden Spazierritt ein, wobei das Flügelross unseres Dichters Gelenkigkeit, Bravour, Temperament, kurz seine besten Vorzüge entfalten soll:

Aus dem Dunst des stickigen Stalls —
In die Sonne des blendenden Alls!
Iwan beugt schon stolz den Hals!

Eine Meise pfeift im Baum —
Iwan beißt schon in den Zaum,
Wiehert, scharrt und wirft den Schaum!

Wiegende Flanke und glänzendes Fell!
Funkelnden Auges, warm und hell
Äugelt mich an mein Wandergesell.

Wiehere laut, ich lächle mit —
Hundert Blicke bei jedem Schritt
Spähen auf deinen blitzenden Tritt.

Machst bei keiner Stute stopp,
Nur elegant ein wenig Hopp —
Spanischen Tritt! Deutschen Galopp!

Auf zum Tanz! Ohr nach vorn!
Mähne steil. Ins Aug' den Zorn!
Felder ... Gräben ... Hag ... und Dorn ...

ZÜRICH ROBERT FAESI

□□□

CHRONIQUE DRAMATIQUE

Les chroniqueurs parisiens, même les plus indulgents, conviennent que le début de la saison dramatique n'a apporté aucune œuvre de grande valeur. La plupart des théâtres parisiens ont repris leurs succès de la saison dernière, et la *Comédie Française* a borné ses créations à deux pièces très minces: les *Marionnettes* de M. Pierre Wolff et *Comme ils sont tous* de MM. A. Aderer et A. Ephraïm.

A Genève, où nous possédons un théâtre de Comédie, et où la scène lyrique sert quelquefois aux „tournées", nous avons eu la primeur de trois pièces: *Le Mariage de Mlle Beulemans*, comédie belge de MM. Fonson et Micheler, l'*Adversaire* de MM. Alfred Capus et Emmanuel Arène, et le *Divorce* de MM. Paul Bourget et André Cury dont je parlerai une autre fois.

* * *

Du *Mariage de Mlle Beulemans* il faut dire peu de chose, ce n'est guère qu'un mélange de comédie bourgeoise, de vaudeville, de comédie légère à la façon de Paul Gavault, le tout accommodé à la sauce dont Scribe corsait ou plutôt ne corsait pas ses plats.

Au reste tout cela n'est pas dénué complètement de valeur; nous nous sommes amusés de l'accent belge des personnages, de leurs expressions locales; nous avons pris quelque plaisir à la peinture de cet intérieur de petite bourgeoisie bruxelloise; et parce qu'elle était jouée avec beaucoup de brio, elle a obtenu un grand succès. En son genre, c'est une manière de chef-d'œuvre. Comment Mademoiselle Suzanne Beulemans, fiancée à Séraphin Meulemewster, finit par épouser le *„fransquillon"* Albert Delpierre,